

Alle spielen falsch

»Wild Card« von Tade Thompson ist ein Migrations-Politriller mit satirischen Anklängen

ERIC BREITINGER

Ein Einwanderer namens Weston Kogi verdient seine Brötchen wenig glamourös: Als Wachmann steht er sich in einem Londoner Supermarkt die Beine in den Bauch. Als seine Tante stirbt, reist der Endzwanziger in seine westafrikanische Heimat zurück. Im Roman »Wild Card« heißt dieses Land Alcasia, doch es ist unschwer als Nigeria zu erkennen.

Auf der Beerdigung trifft Kogi zufällig seine Ex-Freundin Nana, die er einst hatte sitzen lassen, und einen früheren Schulkollegen, der sich einen Spaß daraus gemacht hatte, ihn zu drangsaliieren. Rückkehrer Kogi will vor ihnen nicht als Loser dastehen und prahlt damit, als Detektiv bei Scotland Yard zu arbeiten. Zwei rivalisierende Rebellengruppen heuern ihn daraufhin an, um den Mord an einem geachteten Konsenspolitiker der jeweils anderen Gruppe anzuhängen. Auf seiner Jagd nach der Wahrheit begegnet Kogi brutalen Geheimdienstlern, verführerischen Frauen und Intrigen aller Art. Jeder spielt falsch, und Kogi muss aufpassen, nicht den Überblick zu verlieren – und nicht sein Leben.

Autor Tade Thompson ist in London geboren und in Nigeria aufgewachsen. Er lebt seit 1998 in England, arbeitet als Psychiater und hat sich mit Science-Fiction-Romanen einen Namen gemacht. In »Wild Card« bedient er sich der Figur des US-amerikanischen Hardboiled Detectives, eines hartgesottenen Ermittlers à la Philip Marlowe, um die Verhältnisse auszuloten. Sein Land Alcasia krankt an exzessiver Gewalt, Korruption, einem allseits akzeptierten toxischen Männlichkeitsideal und der Abwesenheit von Gemeinsamkeit.

»Wild Card« überzeugt als atemloser Politriller mit satirischen Anklängen. Aber der Roman erzählt zugleich sehr realistisch von den typischen Erfahrungen vieler Migranten: dem Glücksgefühl, nach der Heimkehr an jeder Straßenecke das leckere Essen aus der Kindheit riechen zu können, der Sehnsucht nach einem neuen, ruhigen Leben und ihrem permanenten Hin und Her zwischen zwei Welten und Identitäten. Auch ein Held wider Willen wie Weston Kogi bleibt vor allem eines: ein Fremder.

Tade Thompson: Wild Card. A. d. Engl. v. Karl-Heinz Ebnert. Suhrkamp, 330 S., br., 9,95 €.

PODCAST

Worauf es kleineren Kindern ankommt:

»Tim, bist du wütend?« und »Tim hat keine Angst im Dunkeln« heißen zwei Bücher der italienischen Autorin Chiara Piroddi. Mit ihnen denkt Irma Traud Gutschke in einer neuen Folge ihres nd-Podcasts »Bücherberge« über das Verhältnis von Erwachsenen zu Kindern nach: darüber, wie es sich vielleicht in den letzten Jahrzehnten verändert hat. War es einst üblich, Kinder sozusagen als unvollkommene Erwachsene zu sehen, die sich anzupassen hätten, sollen sie heute in jeder Lebensphase ernst genommen werden. Sie in ihrem eigenen Willen zu respektieren, ist im Alltag keine geringe Herausforderung, wenn die Bedürfnisse der Kleinen und der Großen aufeinandertreffen. Auch kann es zwischen Eltern und Großeltern zu Auseinandersetzungen kommen, weil beide Seiten unterschiedliche Auffassungen haben, was zu fördern, was zu tolerieren ist und was nicht. Immer wieder ein heißes Thema, weil es untergründig auch mit der eigenen Lebensgeschichte und den eigenen Bedürfnissen zu tun hat.

Chiara Piroddi: Tim, bist du wütend?

Chiara Piroddi: Tim hat keine Angst im Dunkeln, jeweils mit Bildern von Federica Nuccio u. Roberta Vottero. White Star Kids, je 20 S., geb., 9,95 €.

Bücherberge



Literatur auf die Ohren mit Irma Traud Gutschke: dasand.de/buecherberge

ndPODCAST

»Dort arbeite ich, wie ich arbeiten muss«

Ein Frankfurter Buntbuch führt zu Franz Fühmann nach Märkisch Buchholz, einer Stadt, so groß wie ein Dorf

KLAUS BELLIN

W er ihn das erste Mal in Märkisch Buchholz besuchte, bekam vorher eine genaue Wegbeschreibung. Man würde ihn sonst nicht finden, in der kleinsten Stadt Brandenburgs mit knapp 900 Einwohnern. Das Häuschen, in dem er lebte und arbeitete, stand mitten im Wald. Ringsum fast nur Kiefern. Keine Straße, kein Zaun, nichts, woran man sich orientieren konnte.

Der Weg führte durch den Ort auf einen Plattenweg, vorbei an einer Hühnerfarm, dann ein Waldweg, Sand, Schlaglöcher, irgendwann das Schild »Ortsende« (»aber das störe euch nicht«), also weiter, immer weiter, auch wenn nun jeder denken musste, da könne doch kein Mensch wohnen. Links schließlich eine Villa (»die ists nicht«), endlich Reste eines Betonpfeilerzauns, »dahinter liegt ein Häuslein klein«, kaum sichtbar. »Dort sitzt der Asoziale an seiner Maschine«, schrieb Franz Fühmann im Herbst 1977 an Margarete Hannsmann, die sich mit HAP Grieshaber angekündigt hatte, »vor ihm eine Plastik von Wieland Förster, an der Wand ein bisschen Goya und Bergwerk, und im Kopf Öde, und im Herzen Trauer. Dort klopf ich an und wenn ein schöner Tag ist, gehen wir in die Pilze.«

Früher lud er meist in seine Berliner Wohnung am Strausberger Platz. Früher, da war Fühmann noch der wuchtige Mann mit dem runden Schädel, der wackere Kulturfunktionär einer Blockpartei und Nationalpreisträger, Verfasser der verfilmten Novelle »Kameraden« und der Reportage »Kabelkran und Blauer Peter«, den sie 1964 zur zweiten Bitterfelder Konferenz geschickt hatten, damit er sich dort das weitere Rüstzeug für die künftige Arbeit hole. Doch da war er schon auf dem eigenen Weg, weg vom Dogmatismus, dann auch vom Alkohol und von der Leibesfülle, um eines Tages, zur Verblüffung selbst guter (manchmal auch erschrockener) Freunde, als ein anderer wiederzukehren, als hagere, asketische Erscheinung. Der Lebensmittelpunkt wurde mehr und mehr Märkisch Buchholz.

Berlin war Fühmann zu laut. Er kriege dort keine Luft, meinte er, und werde zu oft gestört. Mitten im Wald aber sei er mutterseelenallein.

Paul Alfred Kleinert hat dem Schriftsteller (1922–1984) aus dem Sudetenland, der gute drei Jahre am Jesuitenkonvikt bei Wien zugebracht hat, jetzt das 70. Heft der Frankfurter Buntbücher gewidmet. Es führt, schön illustriert, in die märkische Einsiedelei, erzählt, wie Fühmann sich hier sein Refugium schuf, wie er dort lebte und arbeitete, im Dorf zunächst als der seltsame Fremde bestaunt, der stets in vollgestopften Beuteln Bücher und Obst transportierte, mal zu Fuß, mal auf dem Fahrrad.

Kleinert, Schriftsteller, Übersetzer und Herausgeber, ist Mitbegründer des internationalen Franz-Fühmann-Freundeskreises, der sich rührend und mit großem Einsatz darum kümmert, dass dieser singuläre Schriftsteller, von dem Christa Wolf sagte, dass er »sich immer neu von Grund auf in Frage



Kein Telefon, kein Auto und selten Besuche: Fühmanns »Häuslein klein«.

stellte«, nicht aus dem Bewusstsein der Nachwelt verschwindet. Er war eine unüberhörbare Stimme der DDR-Literatur und hatte in der DDR seine Leser und Bewunderer. Verlegt (und geschätzt in kleinen Zirkeln) wurde er auch im Westen, aber heimisch geworden ist er dort nie, leicht erkennbar an den wechselnden Verlagen: Diogenes, Wagenbach, Luchterhand, Suhrkamp, Hoffmann und Campe.

Berlin war Fühmann zu laut. Er kriege dort keine Luft, meinte er, und werde zu oft gestört. Hier, mitten im Wald, sei er mutterseelenallein: »Dort habe ich kein Telephon, kein Auto und in den seltensten Fällen Besucher. Dort arbeite ich, wie ich arbeiten muss: Im Schnitt stehe ich gegen halb sechs Uhr auf und arbeite bis um 15, 16 Uhr hart am Manuskript.« Er war anspruchslos: »zwei Zimmerchen, eine Kochstelle, ein halber Keller, das Klohäusl draußen. Einen Brunnen habe ich mir graben lassen – mehr brauche ich nicht.«

Neben dem Haus gab es eine Blechgarage, da hatte er die wichtigsten Bücher untergebracht, und dort stand auch der Tisch, an dem er später schrieb. Auf die riesige Bibliothek (heute in den Historischen Sammlungen der Berliner Zentral- und Landesbibliothek in der Breiten Straße aufgestellt) musste er hier freilich verzichten.

Schreiben, ein Werk schaffen war für Fühmann ein »absoluter Wert«, dem er alles unterordnete: Familie, Freunde, die eigene Gesundheit. Unglaublich, ja unfassbar, mit welcher Energie und Konsequenz, mit wie viel eiserner Disziplin, nachzulesen in den Briefen, er seine Fronarbeit an der Schreibmaschine versah, vom frühen Morgen manchmal bis in die Abendstunden, sogar bei Eiseskälte.

Seit Neujahr säße er hier draußen, schrieb er am 11. Januar 1979 an Marlies Menge, und es sah böse aus: »knietief Schnee, 20 Grad minus, und nur 2 Eimer-

chen Kohle, und der große Holzstapel tief im Weiß, und dann fraß der Ofen Holz ...«, das kann man sich nicht ausdenken, was das Ding frisst, wenn man nur mit Holz heizt ... Und dann passierte was Schönes, es sprach sich rum ...« Erst kam der Pastor, dann die Gärtnersfrau, dann die Lehrerin, und alle brachten ihm Kohle, und auch die Schule gab noch von ihrem Vorrat ab. Er war gerettet und fand es »wirklich rührend«.

Nichts konnte ihn aus seiner Einöde vertreiben, nicht die Düsenjäger, die über seinen Kopf hinwegdonnerten, und auch Wetterextreme nicht. An heißen Tagen hatte er die Füße in einer Wasserschüssel und um den Kopf ein feuchtes, kühlendes Tuch, bei grimmiger Kälte tippte er in Decken gehüllt und mit eiskalten Fingern, weil er ohne frische Luft nicht existieren konnte.

Schreiben, ein Werk schaffen war für Fühmann ein »absoluter Wert«, dem er alles unterordnete: Familie, Freunde, die eigene Gesundheit.

Und wenn dann nach fünf Tagen vielleicht eine Seite geschafft war, die womöglich noch den Eindruck machte, als könnte sie seinen kritischen Anfechtungen widerstehen, war schon viel gewonnen.

»Ich sitze jetzt die 7. Woche am 2. Teil von meinem Trakl-Essay«, heißt es 1978, »hatte in den ersten Tagen ca. 14 Seiten, und bin seitdem eigentlich damit beschäftigt, sie wieder einzureißen und wegzuschmeißen. Jetzt bin ich rückwärts auf S. 2 und habe noch das stolze Gefühl, dass S. 1 steht, aber das wird wahrscheinlich übermorgen auch dahin sein.« Immerzu dieser qualvolle Kampf mit den Sätzen, der nie ermüdende Wille, dem eigenen Anspruch gerecht zu werden, verknüpft mit bitteren Niederlagen, wenn er mit einem Vorwort oder seinem Bergwerk-Projekt nicht zurande kam. Und gleichzeitig die wuchernden Zweifel, ob sich all die Schinderei überhaupt lohne. Aber noch zuletzt, im Krankenhaus, gezeichnet von mehreren Operationen, griff er, kaum aus der Narkose erwacht, nach seinen Papieren und machte weiter.

Kleinert hat umsichtig und kenntnisreich alles zusammengetragen, was über Fühmann, seinen Arbeitsplatz im Wald, seine Intentionen, seine Bücher, die Strapazen, die er auf sich nahm, den Einsatz für junge Dichter, seine Rigorosität, sein Engagement für geistig Behinderte und den Widerstand gegen staatliche Repressionen nach der Biermann-Ausbürgerung zu sagen ist. Und der Verlag für Berlin-Brandenburg, der die schöne Reihe des Kleist-Museums in Frankfurt/Oder herausgibt, verschafft dem sympathischen Bericht mit vielen, zum Teil seitengroßen Fotos eine wunderbare Anschaulichkeit. Lose eingelegt ins Heft ist das Faksimile eines unveröffentlichten Fühmann-Briefes an Anke Knieper vom 26. Mai 1981. Das Schreiben enthält auf zwei Seiten eine ausführliche Wegbeschreibung, garniert mit einer in Rot und Schwarz gehaltenen Skizze.

Paul Alfred Kleinert: Ein »österreichischer Schriftsteller« im Brandenburgischen – Franz Fühmann in Märkisch Buchholz, Frankfurter Buntbücher Nr. 70. Hg. v. Kleist-Museum, Frankfurt/Oder, Verlag für Berlin-Brandenburg, 32 S., br. m. Schutzumschlag, 8 €.

Niemand bestimmt, wem die Erinnerung gehört

Die Probleme, die Gefühle: Mit »Wer wir sind« fragt Lena Gorelik nach jüdisch-russisch-deutschen Identitäten

FOKKE JOEL

Die meisten Migranten, das zeigen internationale Studien, verlassen nicht freiwillig ihre Heimat. Das gilt auch für Lena Goreliks jüdische Familie, die bis 1991 in St. Petersburg gelebt hat. Bis ihr Vater einmal in der Metro ein Erlebnis hatte, von dem er vorher dachte, das es ihm nie passieren würde. Ein Mann, der auf der Bank ihm gegenüber sitzt, putzt seinen Stiefel am Knie ihres Vaters ab, »reibt, scheuert, genießt, spuckt Worte aus. Mein Vater sieht sich um. »Geh doch nach Hause, du Drecksjude! Geh doch nach Israel, da gehörst du hin!« Von da an, schreibt Gorelik in ihrem autobiografischen Roman »Wer wir sind«, stand für ihn fest zu gehen.

Dass es Deutschland wurde, war ein Zufall. Es hätte auch Israel sein können oder die USA. Als Lena Gorelik mit ihrem Bruder, ihren Eltern und der Großmutter 1991 in Berlin ankommt, ist alles anders, als sie es sich vorgestellt hatten. Denn die Mythen, die in der Sowjetunion über Deutschland kursierten, stellten sich als falsch heraus. Weder war die Seife teuer, die sie extra mitgeschleppt hatten, noch waren Parks in Mode.

Die Familie landete in einem Flüchtlingslager in Baden-Württemberg. In den nächsten einhalb Jahren spielte sich das Familienleben auf zwölf Quadratmetern zwischen zwei Doppelstockbetten ab. Gorelik betont den Stachelndraht, das Lager umgab, und sie tut es zu Recht, denn auch bei ihrer Familie und bei ihr ging es nicht um das bloße Überleben – für Essen und ein Dach über dem Kopf war gesorgt –, sondern um die Würde.

Die Mutter war Jahrgangsbeste unter den Petersburger Diplomingenieur-Absolventen gewesen, in Deutschland wurde ihr Abschluss nicht anerkannt. Erst musste sie als Putzfrau arbeiten, später machte sie eine Umschulung zur Buchhalterin. Ihr Vater, ebenfalls Ingenieur, zog mit einer Zeitarbeitsfirma als ungelernter Arbeiter jahrelang von einem Arbeitgeber zum nächsten, oft verbunden mit langen Arbeitswegen. »Er hat es satt«, schreibt sie über ihn, »diese Wechsel, die Erniedrigung, hat es satt, sagt nichts, steht einfach mit der Sonne auf.«

Und dann ist da noch St. Petersburg, die Heimat, die auch Lena Gorelik trauernd verlassen hat. Sie ist elf Jahre alt, verliert ihre Freundinnen und vor allem Asta, ihren ge-

liebten Hund. Sie versteht die Sprache im neuen Land nicht, aber auch alles andere ist neu, muss erlernt werden. Eigentlich sollten die Eltern ihr das beibringen, aber die stehen genauso ratlos vor der neuen Welt wie sie. »Lernen Sie doch erst mal besser Deutsch«, bekommt ihre Mutter immer wieder zu hören. Es ist dann die Tochter, die die Sprache schneller lernt, akzentfrei spricht und im Restaurant immer bestellt.

»Ich schreibe meine Geschichte auf, Buchstaben, Worte, Sätze, in der Übersetzung geht mir die Hälfte verloren, vor allem die Hälfte Gefühl.« Manche Wörter belässt Lena Gorelik deshalb im russischen Original, mit kyrillischen Buchstaben, und erklärt sie in einem weiteren Satz. Babulja zum Beispiel, die Koseform von Babuschka, Oma. Bei anderen Dingen fällt es ihr schwer, sie zuzugeben. »Wie ungenügend diese Liebe zugebe, die zu den Birken. Als wäre ich damit ein deutsches Klischee.«

Inzwischen sind fast 30 Jahre vergangen. Erzählt sie zu viel, zu wenig – was erzählt sie? »Niemand bestimmt, wem die Erinnerung gehört, also zerren wir an ihr. Zerriebene Seile, Furchen an den alten Händen. Aufgedunsene Vergangenheit, die jetzt in

den Fingern meiner Mutter steckt. Die Finger kann meine Mutter nur noch schwer bewegen. Einmal die Woche geht sie zur Ergotherapie.«

»Wer wir sind« ist ein berührendes Buch. Lena Gorelik gelingt es, ihre ganz eigene Geschichte so zu erzählen, dass sie auch den seit Generationen hier lebenden Deutschen nahegeht. Die Probleme, die Gefühle, die Gorelik, die ihre Eltern haben, sind ähnlich. Und die Frage nach der Identität stellt sich bei ihr nur auf eine andere, auf eine schmerzhaftere Weise.

Lange hat sie versucht, sich von ihrer eigenen Vergangenheit, von ihren Eltern abzugrenzen, um dann ihre Herkunft als Teil ihrer Identität anzunehmen. »Ich schmeiße mit den großen Begriffen um mich, auch um mich von dort, wo ich herkomme, zu distanzieren. Grün gefärbte Haare, bedeutungstiefende Sätze, aber nichts davon reicht. Es bleibt für immer an mir kleben. Das Wohnheim, die russischen Sätze, der Eigengeruch. Wie lange dauert es, bis ich sagen kann, zum Glück.«

Lena Gorelik: Wer wir sind. Rowohlt Berlin, 320 S., geb., 22 €.